

“Bist wohl von der Elitestation“

28.8.

Ich gehe in eine Nervenklinik – freiwillig. Ich fühle mich nicht krank, aber die Anderen sagen es mir. Ich bin es gewohnt, Gefühle Anderer zu meinen werden zu lassen. Sie füllen die Leere in mir, die mir nicht einmal unangenehm ist, denn ich fühle nicht. Die Nacht ist mir so wichtig wie der Tag, mein Sohn so wichtig, wie mein Telefon, meine Freundin so wichtig wie mein Tisch. Das kann man reparieren: in drei Monaten, Kurzanalyse nennen sie das.

Auf dem Weg zur Klinik Angst – also doch noch Gefühle. Die Vorstellung das bestimmt alle Betten belegt sind, beruhigt mich. Fantasie beruhigt mich immer, alles ist dann möglich – auch Mord. Ich brauche das Gefühl, alles, jederzeit wieder rückgängig machen zu können – auch jetzt beim Aufnahmegespräch bin ich sprungbereit, die Möglichkeit wegzulaufen behalte ich im Auge.

Es sind noch drei Betten frei, sagt die Schwester. Sie können gleich hierbleiben. Nein! – sage ich, das geht nicht, meine Sachen . . . Ihre Freundin wird sie Ihnen bringen, und: Sie dürfen sich sogar ein Bett aussuchen. Sie lacht mich dabei an, als hätte ich sechs Richtige im Lotto. Ich will heulen – lächle, will nach Hause – lächle, ist doch egal welches Bett – nehme das an der Wand, weit weg von den anderen fünf Betten im Zimmer.

Beschäftigungstherapie: Wir bemalen Kacheln, jeder eine Jahreszeit seiner Wahl. Ich male den Herbst – bin amüsiert. Malen, das kommt meiner Vorstellung wie man Patienten in Psychiatrischen Kliniken beschäftigt sehr nahe. Lange her, das ich mit Anderen am Tisch saß und zeichnete. Ganz plötzlich Mißtrauen – was verrate ich von mir mit meinem Bild? Habe ich etwa die Farben zu dunkel gewählt? Ich verberge meine Angst und mein Mißtrauen nicht. Die Beschäftigungstherapeutin ermuntert mich weiterzuzeichnen: Wie schön sie malen, nun sind wir aber alle sehr gespannt, wie Ihr fertiges Bild aussehen wird. Sie spricht zu mir wie zu einem kleinen Kind, wie zu einer Verrückten?

29.8.

Ich verbringe die Zeit hier auf dem Bett, den Tagesraum meide ich, sobald jemand in's Zimmer kommt, drehe ich mich zur Wand. Ich will keinen Kontakt. Zur Gruppentherapie am Nachmittag sitzen wir alle im Kreis, steif auf Stühlen, unmöglich sich hier zu entspannen und frei zu reden. Die Vorhänge sind zugezogen, weil die Sonne blendet – ich fühle mich abgeschirmt, eingesperrt, will hier raus. Nach zehn Minuten gehe ich aus dem Zimmer. Abends wird mir meine Distanzhaltung vorgeworfen, ich reagiere aggressiv, bin verärgert, daß man mich wahrnimmt.

30.8.

Ich lasse mich nicht für's Archiv fotografieren. Das schafft vorübergehend Aufregung auf der Station – zwei Schwestern reden auf mich ein, holen die Oberschwester, die mir sagt: es sei so üblich hier, niemand hätte sich bisher geweigert. Ich möchte eine Erklärung, wofür die Fotos benötigt werden und wo sie dann bleiben – da verläuft die Sache im Sande. . .

31.8.

Bin drinn im Kliniktrott –. Wenn ich nicht schlafe, lese ich – das macht dann wieder schläfrig. . . Für die

Frauen in meinem Zimmer werde ich offener – mit dem Gesicht zur Wand lausche ich ihren Gesprächen – wenn sie mich nicht beachten, schaue ich ihnen heimlich zu. Monolog von Martina heute Morgen, der mir galt: Liebe mit Frauen ist viel schöner, ich brauche einen Mann, der stark ist, Liebe mit Frauen ist sicher zärtlicher, am liebsten mag ich gar keine Männer mehr, Du, ich bin so verliebt in Werner, ich glaube die Gunda ist „andersrum“ – schiefer Blick zu mir: „schuldigung, nichts gegen Dich“. Spätabends dann ihre Frage: Wie findest du mich? Magst du mich?

4.9.

Chef-Visite: Fünf Ärzte plazieren sich vor meinem Bett – blicken zu mir herunter, fragen nach meinem Befinden – noch bevor ich antworten kann, stehen sie schon am nächsten Bett.

5.9.

Ich lebe in einer ruhigen, süßen Passivität, ich vermisse hier nichts und niemanden. Selbst an meinen Sohn denke ich nur flüchtig. Hier bin ich das Kind. Ich träume davon für immer in einer Klinik zu leben. Eine Beziehung zur (mit der) Klinik verlangt als Gegengabe: meine Freiheit. Eine Beziehung zu H. verlangt als Gegengabe: Liebe. Beides ist nicht umsonst, jedoch: ich habe keine Liebe, die ich geben könnte.

14.9.

Mit B. über John gesprochen, ich spüre ihre Tendenz, mir John ganz zu nehmen. Sie hat so viele Argumente, die dafür sprechen, daß es besser ist, wenn mein Kind „für immer“ bei ihr bleibt. Was soll ich ihr erwidern? Ich horche in mich hinein, suche etwas, das mir vermittelt, daß ich John's Mutter bin. Ganz leise meldet sich in mir ein: ja – nein – ja. Ich denke an die neun Monate, in denen wir eine Person waren, aber auch an die Nähe, die er fordert, wenn wir zusammen sind, und die mir so Angst macht.

16.9.

Ich treffe mich wieder mit C. – ich weiß, daß ich damit meine Beziehung zu H. in Frage stelle. Ich achte darauf, daß keine zu große Nähe entsteht, flüchte von H. zu C. und umgekehrt, jedem Gefühl von Vertrautheit mißtraue ich. Meine Bedürfnisse kann ich trotzdem befriedigen, bei H. bin ich Kind, bei C. Geliebte.

18.9.

Heute Nacht geträumt, ich fuhr im großen Bus. C. saß neben mir, H. auf dem Rücksitz. Ich fuhr sehr schnell und plötzlich ganz bewußt gegen eine Mauer. Ich lag auf der Erde, die Leute beugten sich über mich, und sahen mir ins Gesicht, C. und H., die unverletzt waren, standen mit in der Menge und sagten: sie ist tot. Ich schrie: das stimmt nicht, ich lebe noch, da zogen sie mir eine Decke über den Kopf. Noch im Traum war ich erstaunt, daß Sterben so einfach ist. Beim Erwachen fühlte ich mich betrogen, ich lebte noch. Vor dem Tod habe ich keine Angst, ich sehe ihn positiv: Selbstbestimmung, Ausweg, Erlösung. Angst habe ich vor dem „unter Schmerzen sterben“ und diese Ungewißheit: auf was lasse ich mich

ein? Das Beste noch: alles aus, wenn aber nicht, was kommt dann? Und wieso? Fragen, die mich irre machen, mir meine Grenzen zeigen. Gedanken, die einen Kreis bilden, aus dem ich niemals ausbrechen kann.

10.10.

H. gesagt, sie soll mich seltener besuchen – sie bringt zu viel von draußen, das beunruhigt mich und strengt mich an. Die Mauer um mich herum soll kein Fenster haben.

13.10.

Patienten-Ausflug: Bilderbuchsonne strahlt – Spaziergang durch die Gärten entlang der Spree bis zum Schloß. Schwester Helene als Begleitperson zitiert das Gedicht: „Der Panther“. Ich bin verwirrt: Gitterstäbe schließen zwar ein, aber sie schützen. Freiheit heißt, sich selbst schützen. Will ich Gitterstäbe?

15.10.

Der einzige Ort, an dem man mal richtig alleine sein kann, ist außer dem Klo das Bad – man kann es nicht zusperren. Ich setzte mich oft im Badezimmer auf den Fußboden – mit dem Rücken zum Spiegel an der Tür – ich will niemanden sehen – auch mich nicht.

31.10.

Lagerfeuer für alle Patienten sämtlicher Stationen. Großer Kreis ängstlicher, gleichgültiger oder erfreuter Gesichter um's Feuer, vielleicht wie bei jedem anderen Lagerfeuer auch – aber hier fällt mir's auf. Ein paar von uns kriegen sie sogar zum Singen. Der Typ neben mir spielt Gitarre. Er spielt gut – ich mag reden mit ihm, wir gehen durch den Park. Bist von der Elite-Station, meint er. Ich bin betroffen. Wieso? Bunte Decken und Betten, einen Tagesraum mit Fernseher, das alles gibt es bei uns nicht. Er liegt auf der geschlossenen Station, war schon oft hier – insgesamt sechs Jahre. Ich frage mich, warum er hier ist. Ihn frag' ich nicht.

1.11.

Gruppentherapie: Mir ist alles zu allgemein – niemand redet so, daß ich voll auf ihn einsteigen kann – wenn wir persönlich werden, dann immer so schrecklich weit weg von uns selbst. Ich bringe meine Wut und Enttäuschung darüber zum Ausdruck, die Gruppe sitzt stumm und unbeteiligt da.

2.11.

Heute Nacht habe ich bis ca. 4 Uhr im Flur gegessen, ich hatte eine nie vorher gekannte Angst davor, im Bett zu liegen. Jedesmal, wenn ich in's Zimmer schlich, hörte ich ein Dröhnen und Knacksen, als würde die Zimmerdecke über mir zusammenbrechen.

3.11.

Ich verliere die Orientierung, wer ich bin und wer die Person ist, zu der die Anderen mich machen. Ich bin mir selbst fremd geworden. Die Vorstellung, es würde mir besser gehen, wenn ich heulen könnte, um meine eigenen Tränen zu spüren, wird zu fixen Idee. Ich spiele mit dem Gedanken, mir die Pulsadern aufzuschneiden, mir physischen Schmerz zuzufügen hat etwas Ruhiges, Friedliches.

4.11.

Ich kann nichts mehr essen, spüre seit Tagen ein Würgen im Halse und befinde mich in einer dauernden Anspannung. Ich strengte mich an, zu irgendwem, zu irgendwas Zugang zu finden. Ich suche etwas, an dem ich mich

orientieren kann, aber ich fühle mich total alleine. Hab' mich im Bad verkrochen und mir ganz langsam die Arme aufgeritzt. Es tat nicht weh! Das machte mich wütend. Ich wollte doch Schmerzen! Schnitt für Schnitt sah ich das Blut und konnte nichts spüren, ich versuchte immer wieder mit neuen Schnitten Schmerz zu fühlen – mich zu fühlen – ich heulte vor Wut.

10.11.

Ich schwebe in einem Vakuum – habe weder die Energie, mich umzubringen, noch sehe ich für mich eine Möglichkeit außerhalb der Klinik zu leben. John und die Wohnung versorgen, Geld verdienen, Kontakte pflegen, ich weiß nicht, ob ich das alles könnte, aber ich weiß, daß ich das alles nicht will.

17.11.

B. macht zur Bedingung, daß ich John nur noch sehe, wenn sie dabei ist. Ich weiß aber, daß dies harmonisch nicht möglich ist. Ich habe Angst, daß mir das Sorgerecht für John entzogen werden kann und vereinbare einen Termin mit der Sozialarbeiterin in der Klinik. Ihre erste Frage: hatten Sie sexuelle Kontakte zu Ihrem Kind? Ich frage sie, ob sie unter einer Lesbierin eine Frau versteht, die mit ihrem Sohn schläft? Sie entschuldigt sich wortreich mit der Erklärung, daß sie glaubte, ich hätte eine Tochter.

18.11.

Ich bin dieses ewige Hin und Her um John müde und habe mich gegen ihn entschieden. Er wird vorerst bei B. bleiben, aber im Innern weiß ich, daß ich meine Entscheidung für immer getroffen habe. G., eine Frau aus der Klinik, zieht in sein Zimmer, möchte ich so ein Stück Klinik mitnehmen?

20.11.

Beschäftigungstherapie: Ein Tier, das wir gerne sein möchten, modellieren wir aus Ton. Ich forme einen Schmetterling – er lebt im Sommer, etwa drei Tage lang, ist vom vielen Blütenmeel sicher immer ein bißchen besoffen. G. modelliert eine Möwe – das ist es wohl, was mich neugierig auf sie macht.

22.11.

Morgen werde ich entlassen. Seit Tagen verdränge ich, was nun nicht mehr zu verdrängen geht: hier habe ich mehr als je zuvor verlernt „draußen“ zu leben. Was ich will reduziert sich auf mein Bett hier in der Klinik, meine Wohnung und meine Freundinnen sind mir fremd geblieben.

24.11.

Ich bin wieder zu Hause. Wo?

Marion Discher

Foto: Günter Binkel

